Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 27 (1937)

Heft: 19

Artikel: Fahrt ohne Ziel [Fortsetzung]

Autor: Poltzer, Andreas

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636972

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

So sprach eine Mutter und so denken viele, fast alle Mütter, die ihre Kinder bei sich oder in der Nähe haben. Aber es gibt viele, viele Mütter, die einsam sind. Einsam auch an diesem Tage, dem Muttertag, der auch ihnen geweiht ist. Darum soll man, an diesem Tage mehr als an allen anderen, an die alten Mütter denken, denen die Hossfung ihres Alters geraubt wurde; an die einsamen, denen in jungen und liebesstarken Jahren das Liebste vom Herzen gerissen wurde; wir wollen auch an die Kinder denken, die nie Mutterliebe gekannt haben und an die tausende von Frauen, die heute und immer allein sind, weil sie nie Mütter werden konnten oder dursten. Gönnt den Kindersosen Teil der Freuden einer Mutter; gönnt den Muttersosen einen Teil der Liebe eurer Mütter! Auch dies ist eine Aufgabe, und nicht die unwesentlichste, des Muttertages!

Bertha Lehr.

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Poltzer Copiryght by: Horn-Verlag. Berlin W 35

Tatsächlich holte er wieder einige Bögel herunter. Es war eine ganz anständige Leistung.

"Wollen Sie es jett versuchen?" Lawrence hielt mir die

Baffe entgegen, die er von neuem geladen hatte.

Hier muß ich bemerken, daß weder der Millionär noch Milica wußten, daß ich jahrelang als der berühmte Bufallo Bellini Erfolge geerntet habe. Ich hatte zwar beiden einmal von meiner früheren Artistenlaufbahn erzählt, ohne jedoch mein eigentliches Fach zu erwähnen.

Lawrence hielt die Pistole noch immer in der ausgestreckten

Hand. Ich machte keine Anstalten, danach zu greifen.

"So eitel?" fragte spöttisch der Millionär. "Fürchten Sie sich etwa zu blamieren...? Wir sind doch unter uns, und niemand erwartet von Ihnen, daß Sie es mir gleich tun? Ich bin schließlich der beste Schütze meines Klubs..."

"Aber Jerry, Du weißt doch, daß Herr Beindal einen noch nicht ganz geheilten Arm hat!" fagte ein wenig tadelnd Milica.

Der Millionär ließ die Waffe finken.

"Entschuldigen Sie, ich habe wirklich vergessen, daß Sie einen verkrüpp ..., will sagen, franken Arm haben!" rief er.

Ich hätte dem eitlen, alten Wann den kleinen Triumph gegönnt. Aber das gemeine Wort, das ihm bestimmt nicht unbewußt entschlüpft war, empörte mich. Wilicas Gesicht bedeckte eine leichte Röte. Ich griff wortlos nach der Pistole.

Lawrence, seiner Unbesiegbarkeit gewiß, rief zuworkommend: "Warten Sie doch, bis die Bögel näherkommen!"

Ich hielt die Waffe in meiner Linken, mit der Rechten griff ich in die Tasche. Ich hatte nicht die Absicht, einigen Möven den Garaus zu machen.

Als ich meine rechte Hand aus der Tasche zog, hielt ich in ihr zwei Küpsermünzen. Lawrence und Missica blickten mich überrascht an. Ohne ein Wort warf ich die beiden Münzen hoch. Man konnte die senkrechte Bahn in der klaren Luft deuklich versfolgen. Che sie noch den Gipfelpunkt erreicht hatten, krachten meine Schüsse. Die beiden Münzen, getroffen, flogen in weitem Bogen steuerbordwärts ins Meer.

Der Gesichtsausdruck von Lawrence war nicht gerade geistereich. Endlich stammelte er: "Wie haben Sie das bloß gemacht...?"

"Furchtbar einfach! Ich zielte auf die Münzen und drückte ab. Alles andere geschah von selbst ..."

Ich kostete meinen Triumph aus.

Doch als ich Milicas strahlendem Blid begegnete, schämte ich mich ein wenig. Schließlich hatte ich den beiden verschwiegen, daß ich ähnliche Produktionen viele Jahre täglich verrichtet hatte. Mit der rechten Hand vermochte ich damals sogar drei und vier Münzen zu treffen. Trohdem freute es mich, daß mir das Kunststück gelungen war, denn, um ganz aufrichtig zu sein — es hätte ebensogut mißlingen können.

Kurz nach dem Diner kam es zwischen mir und Lawrence zu einem heftigen Auftritt. Bereits der unerwartete Ausgang unseres "Bettschießens" hatte den Millionär in eine reizbare Stimmung gebracht.

Nörgelnd und schimpsend hörte ich ihn das Schiff durchwandern. Sonst kümmerte er sich so gut wie gar nicht um die Führung des Schiffes; er verließ sich vollkommen auf den irischen Kapitän. Jeht suchte er seinem Aerger Luft zu machen, indem er in der Vorderkajüte, im Maschinenraum und im Kartenhaus, wohin er seinen Fuß nie setzte, alles Mögliche beanstandete. Da er aber von Navigation keine blasse Ahnung hatte, ließ man ihn einsach reden.

Als ich zum Diner erschien, sah ich, daß Lawrence bereits eine Anzahl der starken schwedischen Schnäpse, die seinen Appetit anregen sollten, getrunken haben mußte.

Ich kannte ihn jest genügend, um an kleinen Anzeichen das Maß, oder richtiger Unmaß, der von ihm vertilgten Schnäpse ungefähr zu erraten.

Er aß ausnahmsweise wenig, dafür trank er umso mehr. Es herrschte während des Essens eine drückende Stille. Man hörte nur das leise Hantieren des Stewards. Noch ehe das Diner beendet war, erhob sich Lawrence.

Ich dachte, er würde nicht mehr zurückfehren, und ich

atmete erleichtert auf.

Die Gegenwart des steisen und korrekten Stewards erlaubte zwischen mir und Milica nur eine konventionelle, nichtssagende Unterhaltung. Als aber der Wann mit dem Geschirr den Raum verließ, ergriff Milica rasch meine Hand.

"Sind Sie bose?" fragte sie leise. Was konnte ich darauf erwidern?

Dag ich ihr nicht bofe, nur furchtbar enttäuscht mar . .

Ohne meine Hand freizugeben, kam Milica zu mir. Nun stand sie neben meinem Stuhle, unsere Köpfe berührten sich fast. In dieser Lage überraschte uns Lawrence.

Erst später tam mir der Gedanke, daß er glauben mußte, wir hätten uns geküßt.

Das Gesicht des Amerikaners färbte sich dunkelrot; einen Augenblick fürchtete ich, er könnte einen Schlaganfall erleiden. Er öffnete den Mund, wie um nach Luft zu schnappen. Seine Augen sprühten Haß.

"Schurke!", schrie er mir ins Gesicht.

Meine Fäuste ballten sich. Mein Blick suchte unwillfürlich die rechte untere Hälfte von Lawrences Kinn, wo in der nächsten Sekunde meine linke Faust landen mußte.

"Nicht doch!" flüsterte Milica.

Angst klang aus ihrer Stimme. Fürchtete sie sich für mich oder für Lawrence. Gleichwie. Meine Fäuste entspannten sich.

Ohne Lawrence auch nur anzublicken, schritt ich der Tür zu. Ich befand mich bereits außerhalb des Salons, als mich noch einige grobe Schimpfworte erreichten. Wutentbrannt schnellte ich herum, um den Kerl mit einem Fausthieb endlich zum Schweigen zu bringen. Er war größer und schwerer als ich, aber ich sah ihn bereits wie einen Sack zu Boden plumpsen.

Ich kam nur bis zur Tür.

Milica verstellte mir den Weg. "Tun Sie ihm nichts; er ist herztrant", raunte sie mir zu.

Meinetwegen, dachte ich, obschon es in mir kochte. Denn Lawrence keifte noch immer. Die schwarze hagere Gestalt des Stewards tauchte jett auf.

Er zog sich gleich wieder zurück, doch ich sah noch den verächtlichen, ja angewiderten Zug in seinem reglosen Gesicht.

Das Toben des Millionärs hatte einige Männer der Besatung herangelockt. Als ich an Deck erschien, stoben sie schleunigst auseinander. Der frische Wind tat meinem heißen Kopf wohl. Ich konnte wieder vernünftig denken. Ich war entschlossen, bis zur Landung in Beirut meine Kabine nicht zu verlassen.

12. Rapitel.

Nachdem ich vielleicht eine Stunde auf dem finsteren Deck brütend verbracht hatte, begab ich mich nach unten. Ich befand mich erst wenige Minuten in meiner Kabine, als ein leises Klopfen mich zusammenfahren ließ. Ich eilte zur Tür und öffnete sie. Vor mir stand Milica.

Ehe ich noch etwas zu sagen vermochte, betrat sie die Ka= bine und schloß schnell die Tür.

"Milica", flüsterte ich.

Unbewußt hatte ich sie so genannt. Wahrscheinlich merkte fie es gar nicht. Ihr schönes, regelmäßiges Gesicht war auffallend bleich. Ein leises, kaum wahrnehmbares Zucken um die Mundwinkel verriet ihre Erregung. Sie horchte einen Augenblid nach außen, dann sagte fie schnell: "Ich muß Sie unbedingt sprechen!"

Sie überhörte meine Einladung, Plat zu nehmen. Sie blieb an der Tür stehen, sich leicht gegen den dunkelblauen Samtvorhang lehnend.

"Ich weiß nicht, was Lawrence Ihnen über das Verhältnis zwischen ihm und mir gesagt hat. Es ist wahr, daß wir nur entfernt verwandt sind, aber er war es, der stets diese Ber= wandtschaft betonte, wenn ich mich weigerte, seine Geschenke und sein Geld anzunehmen . . . Ich weiß auch, daß er mich liebt, aber er ist mir gleichgültig . . .

Milica hatte rasch und erregt gesprochen, ohne mich dabei anzublicken. Mich ergriff ein freudiger Taumel. Es bestand für mich kein Zweifel mehr: Milica liebte mich!

Wozu sonst hätte ihre Erklärung gedient! Ich weiß nicht mehr, wie es geschah, aber auf einmal hatte ich sie in meinen Armen. Sie weinte leise. Später flüsterte sie: "Nicht mahr, Du nimmst mich mit . . .?"

Ihre Worte versetten mich in die Wirklichkeit zurück.

"Milica, Du follst es wissen: ich bin ärmer, als Du denkst", begann ich. Und da sie eine ungeduldige Miene machte, fuhr ich fort: "Nein, Du mußt mich anhören!"

Nun erzählte ich ihr von meiner früheren Artistenlaufbahn, von meinem Unfall, der meine Karriere vernichtete, und von dem Berluft meines Bermögens.

"Wenn ich in Beirut das Schiff verlasse, besitze ich gerade noch das Geld, um beimzureisen", schloß ich. "Ich mache mir feine Sorge um meine Zukunft. Aber es wäre unverantwortlich von mir, Dein Schicksal an meines zu ketten, solange ich mir nicht eine neue Eristenz gegründet habe . . .

Milica faß nun in einem der beguemen Lederseffel. Ihr leuchtender Blick wich nicht von mir. Meine Einwände machten auf sie nur einen geringen Eindruck.

"Gib' mir eine Zigarette", bat sie.

Ich reichts ihr mein Etui und gab ihr Feuer. Nach einem langen Zug aus der Zigarette sagte sie: "Ich glaube, Du unter= schähest Deine Fähigkeiten. Ich habe heute vormittag gesehen,

"Es ift sehr wenig im Berhältnis zu meinem früheren Können. Ich würde das Publikum bestimmt enttäuschen. Man erwartet von mir, einem Bufallo Bellini, viel mehr . . . "

"Tritt voch vorläufig unter einem anderen Namen auf! Der Gedanke war gar nicht schlecht; ich wunderte mich, daß er mir nicht von selbst gekommen war.

Tropdem blieben meine Bedenken. Ja, hätte nicht Milica bis jest in einer Atmosphäre von Luxus gelebt, ich hätte ihr zugetraut, sich mit einem einfachen Dasein zu bescheiben. So aber würde der Berzicht auf die gewohnten Annehmlichkeiten des täglichen Lebens ihre Liebe bald töten.

Bu dieser etwas steptischen Auffassung glaubte ich mich durch eine reiche Lebenserfahrung berechtigt.

Ich sagte: "Daß mir das kleine Kunststück heute vormittag gelang, war Zufall. Ich benötige zumindest einige Monate, um wieder auftreten zu können. Im Augenblick weiß ich noch nicht, wovon ich während dieser Zeit leben werde."
"Ich besitze etwas Geld", erwiderte Wilica. "Es wird für

einige Zeit für uns beide reichen."

Sie sah, wie meine Miene sich verfinsterte. Ich hätte es vorgezogen zu verhungern, als vom Geld des Amerikaners auch nur einen Heller anzunehmen.

"Entschuldige", sagte Milica leise.

Plöglich leuchtete ihr Antlit auf. "Daß ich nicht gleich daran dachte!" rief sie.

Nach einem raschen Blid, als wollte fie fich überzeugen. daß fein unerbetener Lauscher uns hören könnte, fuhr sie mit gesenkter Stimme fort: "Du mußt die geraubten Juwelen finden!"

Ich starrte Milica verständnislos an.

"Beißt Du, warum meine Mutter nach Monte Carlo reifen wollte?"

Darauf konnte ich nicht antworten, und Milica erwartete auch keine Antwort.

Sie fuhr fort: "Meine Mutter wollte die von Williams verstedten Juwelen finden. Nicht der ausgesetzten Belohnung megen — an die dachte sie gar nicht —, sondern um den von

Auf meinen Lippen lagen gleich fünf Fragen.

Milica bat mich, sie in Rube berichten zu lassen.

"Wie ich Dir bereits erzählt habe," begann sie, "hat Williams die von meiner Mutter nach Europa gebrachten Schähe in München an sich genommen. Er hat ihr später erzählt, er habe die Rostbarkeiten, bis auf einen kleinen Rest, an einer sicheren Stelle in Verwahrung gegeben. Sie befänden sich in Monaco bei einem Rapitan im Ruhestand, den er, Williams irgendwoher kenne und dem er vollkommen vertraue. Uebrigens habe der Mann keine Ahnung, was sich in dem kleinen wohlverschloffenen Roffer befände, den Williams ihm zur Aufbewahrung übergeben habe. Nach dem plöglichen Tode ihres Freundes war der erste Gedanke meiner Mutter, die Juwelen zu finden und sie ihrem rechtmäßigen Besiger guruckzugeben. Deshalb ist sie auch nach Monte Carlo gefahren, wo ich sie suchte, als wir uns trafen.

Nachdem Milica mir das alles erzählt hatte, wurde mir auch klar, wie Bolton auf die Idee verfallen war, an die Riviera zu fahren. Sicher hatte er bei Williams Leiche irgendwelche Aufzeichnungen gefunden, die einen Hinweis auf Monaco gaben.

Ich fragte nun Milica: "Und was foll ich bei der Sache? Wie foll ich Deiner Mutter helfen?"

"Du kennst meine Mutter nicht. Sie ist das hilfloseste Geschöpf der Welt. Nie wird sie ohne fremde Unterstützung den Mann finden, der den Koffer mit den Juwelen in Aufbewahrung hat. Das Fürstentum Monaco ist zwar nicht groß, aber zweifellos lebt dort mehr als ein ehemaliger Schiffskapitän oder soffizier. Denn meine Mutter konnte sich nicht genau entsinnen, ob Williams von einem Schiffstapitan oder einfach nur von einem Offizier gesprochen hatte. Du mußt gleich nach unserer Ankunft in Beirut nach Monte Carlo zurück. Meine Mutter zu finden, wird Dir leicht fallen, Du tennst doch jest ihren Namen. Triffst Du sie nicht an, dann nimmst Du eben allein die Nachforschungen auf. Findest Du einmal die Juwelen, erhältst Du zwanzigtausend Pfund! Bedenke doch — zwanzigtausend Pfund!"

"Und Deine Mutter?"

"Nie würde sie auf dieses Geld Anspruch erheben. Wir werden für sie schon forgen. Weißt Du, wir kaufen für fie ein kleines Haus mit einem Garten und vielen Blumen, denn sie liebt Blumen über alles . . . "

Milica schien nun ihre Sorgen und Befürchtungen vergessen zu haben, sie plauderte fröhlich und unbefümmert, und ihre frohe Laune stedte langfam auch mich an.

Wir schmiedeten Plane, wir bauten Luftschlöffer, wie zwei große sorglose Kinder.

Da wähnte ich plöglich leise Schritte zu vernehmen.

Sie verstummten vor meiner Rabine. Ich drückte den Beigefinger an meine Lippen. Milica schwieg erschreckt. Die bange, drückende Atmosphäre war wieder da.

Leise schlich ich an die Tür. Ich horchte. Doch nur das ferne Stampfen der Schiffsmaschinen und das dumpfe Boltern der See gegen die Bordwand war zu vernehmen. Ich riß die Tür auf.